

Nr. 143. **Bromberg, den 26. Juni** **1929.**

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(10. Fortsetzung.

„Da seh' ich sie beide, Hand in Hand, den Joseph mit der Elisabeth. Sie sprechen nicht, sie küssen sich nicht, sie gehen stumm nebeneinander her. Aber mir fällt's wie Schuppen von den Augen. Ich schrie nur so auf! Beil und Säge werf' ich nach ihnen, ohne sie zu treffen. Dann springe ich vom Steine herunter und nach Hause zum Vater.

„Da bin ich aber schön angekommen, wie ich die Anzeige mache und weine und rufe: Der Joseph will das deutsche Mädel heiraten. Der Vater lacht mich aus. Wenn ich sie geheiratet hätte, wär's ihm lieber gewesen, sagt er; aber daß sie seine Schwiegertochter wird, das freut ihn. Ich weiß nicht, was ich alles geantwortet habe.

„Wir streiten noch, da treten die Liebesleute herein, das heißt, nur der Joseph, Elisabeth bleibt auf der Schwelle stehen und blickt zu Boden. Ich wie ein wildes Tier auf Joseph los und fass' ihn bei der Gurgel. Wir ringen, daß das Haus zittert. Der Vater und Elisabeth sind zu schwach, um uns zu trennen. Plötzlich liege ich zu Boden, Joseph schlägt mich wie einen Knaben und keucht dazu immer nur: Verdammter Tschech'.

„Seit dem Tage habe ich des Vaters Haus natürlich nicht mehr betreten; ich hab' hier gehaust im Dorf, im Schmutz. Was aus mir geworden wäre, wenn ich die Liebe zwischen ihm und ihr hätte mit eigenen Augen sehen müssen, das weiß ich nicht. Glücklicherweise ist Elisabeth gleich nach der Entdeckung nach Hause zurückgekehrt. Dann ist der Steinmetz nach Blatna gekommen, der Vater ist nach Trautenau gefahren, und ich habe in der Kirche beim Aufgebot erfahren, daß die Hochzeit im Frühjahr stattfinden sollte."

Mit schweren Schritten schwankte Svatopluk wieder auf die Ofenbank zu. Er ließ sich nieder, legte seine Pfeife fort und fuhr mit zitternden Fingern über den kahlen Schädel.

„Die Revolution von 48 ist dazwischen gekommen, als ob ich sie bestellt hätte. Ich glaube, der Trautenauer hat dabei sein Vermögen verloren und ist schwer erkrankt; genug, Elisabeth mußte noch eine Weile bei ihm bleiben. Von der Hochzeit wurde nicht mehr geredet und meine Gedanken gingen ins Weite. Und wie die Verfassung gegeben war, an dem Tage, wie's bekannt wurde, treff' ich den Joseph wieder zum erstenmal auf dem Ring. Alle Welt hat sich geküßt. Wir Brüder fallen uns um den Hals, und alles ist vergessen. Aber nicht auf lange."

Zaboj nickte.

„Ja," sagte er. „Im Jahre 48 haben viele gute Patrioten geglaubt, sie müssen den Deutschen und Ungarn helfen Revolution machen. Man hat ihnen gesagt, daß die Freiheit die Hauptsache sei und daß jedem Volke sein Recht wird, wenn erst die Despoten vertrieben sind. Ein paar Monate haben wir uns so foppen lassen, aber glücklicherweise sind wir zur Besinnung gekommen. Und wenn wir jetzt bei Hofe gut angeschrieben sind, so kommt es nur daher, daß wir damals beizeiten kehrt gemacht und der Regierung gegen die Deutschen und Ungarn beigestanden haben."

„Was ist aus der Elisabeth geworden?" fragte Kaschenka leise. Sie merkte es auch aus dem Tone des Erzählers, daß noch ein unglückliches Ende zu berichten war.

„Wie Zaboj sagt," fuhr Svatopluk fort, „haben sich die Deutschen und die Tschechen bald wieder getrennt. Und daß wir uns bis aufs Blut bekämpften, das stammt von dieser Zeit her. Was in Prag und in Wien vorgegangen ist, das weiß mein gelehrter Herr Sohn besser als ich. Hier in Blatna aber hab' ich's erlebt. Wie wir erst erfahren haben, daß all die neuen Dinge, die Revolution und die Konstitution, für unsere Feinde erfunden worden sind, da haben wir wieder treu zu der Regierung gehalten und haben uns gefreut, wie unsere kroatischen Brüder die Wiener niedergemetzelt haben und wie die russischen Brüder über die Ungarn hergefallen sind. So haben alle wackeren Tschechen empfunden. Und wir haben die Regierung ehrlich unterstützt; wo wir der Polizei einen Wink geben konnten, haben wir's getan. Die Lumpenhunde von der Mittelpartei haben dazu stillgeschwiegen, und nur wenige Deutsche haben immer noch im Stillen Revolution gemacht. Besonders zwei waren verdächtig. Der alte Gegenbauer und mein Bruder Joseph. Heimliche Boten aus dem Reich haben sie bekommen, viele Briefe haben sie hinaus geschrieben und schwarz-rot-goldene Kokarden haben sie getragen.

„Ich habe wieder Anno 49 aufgehört, meinen Bruder zu grüßen. Aber ich wollte nichts tun, um ihn ins Unglück zu bringen. Ich haßte ihn, weil er von seiner Nation abtrünnig geworden war, aber noch mehr haßte ich ihn um des Mädels willen.

„Die Zeiten waren wieder ruhiger geworden und die Hochzeit mit Elisabeth war jetzt auf den Sonntag vor Ostern festgesetzt. Ich hoffte täglich, daß man ihn in den Kerker stecken würde. Aber ich wollte nichts gegen ihn tun; man hätte gesagt, es ist wegen der Elisabeth. Und ich hätte es wahrhaftig selbst geglaubt. Ganz bei Verstande war ich freilich nicht. Ich konnte nicht mehr schlafen vor Zorn, wenn ich an ihn und seine Braut dachte.

„Da, am letzten Samstag vor der Hochzeit, streich' ich schon um Sonnenaufgang auf dem Wolfsberg herum. Ich glaube, ich habe den Joseph im Hochzeitsstaat sehen wollen! Plötzlich höre ich aus der Ferne ein tolles Pferdegetrappel. Ich stelle mich hinter die Kapelle und lauere. Im rasenden Galopp kommt es näher, und auf einmal sehe ich dicht vor mir drei Husaren auf schäumenden blutenden Pferden. Die schwarzen jungen Kerle wanken im Sattel. Ein paar Schritte weiter machen sie Halt, schauen sich um, springen auf die Straße und führen die Tiere in den Hof meines Bruders.

„Ich hab ganz gut gewußt, was das zu bedeuten hat. Es waren ungarische Deserteure, die ihr Regiment verließen, um zu den Rebellen zu stoßen. Das Haus des Joseph war ihnen als sicherer Zufluchtsort für den hellen Tag bezeichnet worden. Das war damals nicht schwer zu eraten.

„Ich mach' mich nichts wissen und treibe mich den Tag über auf dem Ring herum. Gegen Mittag begegne ich dem Vater, der auch so hin und her schlendert, als ob er ein schlechtes Gewissen hätte. Ich fasse ihn am Rock und sage ihm, was ich gesehen habe. Der Vater zittert an allen Gliedern und erzählt mir alles. Die drei Kerle sind von Theresienstadt aus desertiert, die ganze Nacht durchgeritten und wollen nach Ungarn zu Kossuth. Joseph hat sie in der Höhle am Steinbruch versteckt, ihre Pferde stehen im Stall, das ärarische Lederzeug ist vergraben, heute abend sollen sie wieder weiter.

„Ich mache dem Vater Vorwürfe darüber, daß er den Feinden Böhmens hilft, aber er entkommt mir.

„Ich habe stundenlang im Wirtshaus gesessen und nicht gewußt, was ich tun soll. Die Burschen haben mich geneckt, ob ich morgen mit nach Trautenau zur Hochzeit gehe.

„Einer hat gesagt, die Elisabeth sei schöner als alle Tschechenmädchen. Aber ich war noch immer zu nichts entschlossen. Da kommen die Prager Zeitungen mit neuen Nachrichten aus Ungarn. Gerade vier Uhr hat's geschlagen, wie ich höre: Kossuth hat zwei böhmische Regimenter vernichtet, die besten Soldaten des Kaisers, und durch die deutschen Spione in Böhmen ist ihm der Sieg möglich geworden.

Jetzt weiß ich auf einmal, was ich zu tun habe. Zum Bezirkshauptmann bin ich gegangen. Er ist fast grün geworden vor Schrecken und hat mich angesehen wie einen wilden Menschen. Ich aber habe ihm gesagt: Erst unsere Nation, und dann die Familie. Hörst du, Katschenka?"

Wieder hatte Svatopluk sich erhoben und stand auf beide Krücken gestützt wie zum Sprunge bereit vor seiner Tochter. Auch Zaboj stand auf und hielt mit funkelnden Augen den Ziskastock fest. Katschenka schrie auf und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Du hast dich nicht zu schämen, Vater, erzähle weiter!" rief Zaboj.

Svatopluk sprach schwer atmend:

„Fünf Gendarmen hat mir der Bezirkshauptmann mitgegeben. Die drei Soldaten wurden in der Höhle festschlafend überwältigt. Die armen Leute tun mir heute noch leid. Sie sind am nächsten Tag erschossen worden."

Mit den Fäusten auf den Krückstöcken richtete sich Svatopluk hoch empor.

„Aber daß sie den Joseph auf den Spielberg gebracht haben, das bedaure ich heute noch nicht. Seine Briefschaften haben es bewiesen, daß er mit den Rebellen draußen im Reich in Verbindung gewesen, ein Verräter am tschechischen Volke. Ihm ist recht geschehen."

Svatopluk blieb aufrecht stehen. Aber röchelnde Töne aus seiner Brust begleiteten das Schluchzen Katschenkas.

Zaboj setzte sich wieder nieder und sagte gleichmütig:

„Selbstverständlich; aber du hättest den Wolfsberg behalten und behaupten sollen."

Svatopluk schleppte sich mühsam zu dem Dreifuß in der dunkelsten Ecke in der Stube und brummte undeutlich:

„Auf dem Steinbruch lastete ein Fluch, nichts ging mehr vorwärts. Der Vater gab eine Menge Geld aus, um Joseph los zu bekommen. Es war alles hinausgeworfen. Der Vater hat's nicht lange überlebt. Und dann bin ich gleich unter die Soldaten gegangen, um dem Kaiser gegen die Deutschen und gegen die Ungarn zu helfen. Es war dort gegen Kossuth ein hartes Leben. Die verfluchten Kerle mit ihren gelben Gesichtern und schwarzen Haaren sahen alle genau so aus wie die drei jungen Husaren."

Eine bange Stille folgte. Endlich räusperte sich Katschenka, als wollte sie sprechen.

„Dummes Mädel," rief Svatopluk höhnisch herüber, „du mußt natürlich wissen, was aus der Elisabeth geworden ist. Frag' doch den Anton nach seiner Mutter!"

Achtes Kapitel.

Noch vor Neujahr mußte Anton nach Prag und nach Wien fahren, um einen letzten Schritt zur Rettung seiner Fabrik zu versuchen.

Man empfing ihn überall freundlich und überschüttete ihn mit Versicherungen persönlicher Hochachtung. Auch ließ man durchblicken, daß man die Tschechen nicht mochte und ihm für einen Sieg über ihre Aktiengesellschaft auch aus politischen Gründen dankbar wäre. Aber bei Geldfragen höre die Politik auf. Man drängte ihn nicht, aber man nahm ihm das Versprechen ab, daß er freiwillig seinen Konkurs an dem Tage ansage, wo das Geld seiner Gläubiger in Gefahr geriet. Umsonst bat Anton Gegenbauer, ihn nur noch ein Jahr zu halten; umsonst bewies er mit Ziffern, daß die Bauern dann abgewirtschaftet hätten und wieder an ihn die Reihe käme. Die Geldleute nickten einander verständnisinnig zu und schickten den deutschen Fabrikanten heim.

Anton kehrte verbittert und kampfesmüde nach Hause zurück. Wo er durch eine Ortschaft hindurchfuhr, in welcher unvermischt eine deutsche Bevölkerung lebte, erfüllte ihn Neid. Warum war nicht auch er in friedlichen Verhältnissen geboren? Warum hatten seine Vorfahren unter den Tschechen ausgehalten, wenn sie sie nicht zu überwinden vermochten?

Er sah ja deutlich, daß das slawische Netz unzerreißbar über dem ganzen Lande lag und daß der Deutsche darunter zuckte wie ein gefangenes Wild. Kaum war die Grenze Böhmens überschritten, so rückte schon die tschechische Propaganda sichtbar und fühlbar an den Reisenden heran. Vom Schaffner bis zum Stationsvorsteher war jeder Bahnbeamte ein Feind der Deutschen; und Deutschenhaß predigten die Nachbarn in den Wagenabteilungen, predigten wohlfeile Zeitungen und die Flugblätter, die umsonst verteilt wurden, Deutschenhaß schrien die bunten Farben in den Dörfern, wo man die letzten Wahlen immer noch mit nationalen Festen feierte. War es da nicht besser, die Waffen zu strecken und auszuwandern, fort aus Böhmen, wo der Deutsche jederzeit in Kriegszustand lebte, fort aus Österreich, wo er seit Jahrhunderten als geborener Herrscher anerkannt worden war und jetzt dienen sollte.

In solcher Stimmung langte Anton in Oberndorf an. Mit tschechischen Worten öffnete der Schaffner seine Tür und auf tschechisch bot die Tochter des Portiers frisches Wasser aus. Anton verließ den Bahnhof und sah sich nach dem Wagen um, die Britschka des Brauers mit ihren zwei Füchsen, die ihn sonst immer auf der Station erwartet hatte. Fragend blickte er auf. Verlegen antwortete ihm sein Direktor, daß in Blatna diesmal kein Wagen für den Deutschen aufzutreiben war.

Da stieß Anton einen Fluch aus.

„Ich bin beinahe mürbe geworden," rief er, „aber mit solchen Nadelstichen reizen sie mich zum Kampf. Gut denn! Wenn sie mir ihre elende Britschka nicht schicken, will ich einen weichen Oberndorfer Wagen nehmen."

Auf dem Wege erzählte ihm der Direktor, daß es unter den Arbeitern der Fabrik gärte, weil die Aktiengesellschaft höhere Löhne versprach. Man wollte sich nicht länger für einen Deutschen rackern.

„Die armen Leute," hatte Anton geantwortet und war dann verstimmt nach Hause gefahren.

Als er abends ins Wirtshaus trat, schlich sich der alte Wirt beiseite. Das Herrenstübchen war zum Sitzungssaal einiger Vereine, der Turner, der Feuerwehr und der Sänger, umgewandelt. Petr, der wieder in seinem Turnerkostüm steckte, aber das Sängerabzeichen an die Schulter geheftet und den Feuerwehrgürtel umgeschnallt hatte, antwortete, als Anton einen Platz verlangte:

„Nix deutsch."

„Nix deutsch!" rief der Chorus vom Stammtisch. Der Kaplan war da und der Bürgermeister und der Apotheker und alle schrien sie mit: „Nix deutsch."

Nur der Bezirksrichter blieb stumm und lächelte still vor sich hin.

Mit Gewalt konnte der einzelne sein Recht nicht erzwingen, Anton kehrte nach Hause zurück. Er fühlte mehr die Beleidigung als die Unbequemlichkeit. Die Frau des Fabrikaufsehers Tomek, die sein Haus in Ordnung hielt, sollte für ihn nun auch kochen.

Und ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ging er seinen schweren Geschäften nach. Die drückten so hart auf ihn, daß er es kaum bemerkte, wie nicht eine einzige Seele mehr in Blatna ihn begrüßte; und wenn er gezwungen wurde, die höhnischen Blicke wahrzunehmen und die Schmähworte zu hören, welche die Kinder der ersten Bürger ihm nachriefen, so warf er nur den Kopf zurück und schritt vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Philosoph und Esel.

Skizze von **Emil Bergmann**, Wien

Als David Cleverton, Lehrer der Philosophie in Vancouver am Stillen Ozean, seinen Willen bei der Absicht ertappt hatte, einen auf der Gasse gefundenen Geldbeutel einzustecken, anstatt ihn auf dem Polizeiamt abzugeben, wurde er sehr traurig. Das ist begreiflich. Ein Gemütszustand, der einen normalen anständigen Staatsbürger zu Fundverheimlichung zu verleiten drohte, war höchst betrüblich und erforderte schärfste Abwehr. Da sich nun David dessen bewußt war, daß ein Kampf gegen unsittliche Anwandlungen innerhalb des Dunstkreises der materialistisch entarteten Zivilisation aussichtslos war, faßte er den heroischen Entschluß, die Gemeinschaft der Menschen zu verlassen und in die Einsamkeit zu ziehen. Gedacht, getan. Gab den Geldbeutel auf dem Fundamt ab, lud seine Siebensachen auf ein Wägelchen, spannte einen Esel davor und kutschierte hinaus aus der Stadt, den Schluchten des Felsengebirges zu. In der keuschen Naturhaftigkeit der Wildnis sollte seine Seele genesen.

Lange suchte er vergeblich unberührte Einöde. Selbst in den verstecktesten Waldwinkeln gab es Jäger oder Fallensteller, deren Gesellschaft einem nach Erlösung vom Laster strebenden Geist nicht frommen konnte. Endlich aber, zwischen trostlos grauen Felswänden, an einem schwermütig grünen See, fand er sich vollkommen allein. Dort stellte er sein Zelt auf und begann ein neues Leben, ausgefüllt mit Jagen, Fischen und Träumen. Nichts bedrohte sein philosophisches Gleichgewicht, denn in der ungeheueren Freiheit seiner weltfernen Abgeschiedenheit fühlte er sich vor allen Versuchungen sicher. Seinem geselligen Bedürfnis genügte der Esel. Oft lagen sie nebeneinander im seidenweichen Tundragras, David laut meditierend, das Eselein geduldig lauschend. Ob es die Weisheit seines Herrn zu würdigen wußte, oder nur aus angeborener Höflichkeit zuhörte, ist unerforschlich. Jedenfalls blieb das artige Tierchen liegen, bis David den Monolog beendete; dann erst trabte es von dannen, um den Hunger zu stillen. Da aber die saftigsten Disteln weit vom Lager, am Ausgang des Tales wuchsen, verließ das Eselein seinen Herrn manchmal für mehrere Stunden und ergötzte sich an dem offenbar wohlschmeckenden Rohgemüse. David ließ es gewähren, denn erstens achtete er das Recht auf Selbstbestimmung auch bei anderen Kreaturen, und zweitens kehrte das kluge Langohr, wenn die Sonne den Zenith erreichte, ungerufen zum Zelt zurück, um im See den Durst zu stillen und nachher im kühlen Schatten der Zedern Siesta zu halten. Eines Tages kam es aber mittags nicht nach Hause, und der besorgte David zog aus, es zu suchen. Er ging um den ganzen See herum, durchforschte die Gegend bei den Disteln, konnte aber das Tier nicht finden. Wegmüde setzte er sich schließlich nieder, voll Wehmut des verschwundenen Gefährten gedenkend.

Plötzlich horchte er auf. Leise tönte aus der Ferne der ihm vertraute Schrei: I-ah, I-ah! Er sprang auf und eilte in der Richtung des sich immer deutlicher wiederholenden Rufes. Bald öffnete sich vor ihm ein weites, wohlbebautes Tal. Mitten drin stand ein stattliches Blockhaus mit Blumen vor den Fenstern und Blumen im angrenzenden Garten. Dort mußte sein Esel sein. Und richtig, beim Eintreten in den Hof sah er das Grauchen neben einer Eselin stehen und aus der Schürze eines blonden Mädchens Brotrinden naschen. Doch kaum hatte es seinen Herrn erblickt, hüpfte es zu ihm, durch Freudenrufe sein Wohlgefallen an dem Wiedersehen bekundend. Daran erkannte das Mädchen den rechtmäßigen Besitzer ihres vierbeinigen Gastes, trat an David heran und lud ihn zu einem Imbiß ein. Unschlüssig und verwirrt stand David vor der Erscheinung aus einer ihm fremd gewordenen Welt, doch die Blauaugen baten so innig, daß er nicht widerstehen konnte. Da wurde denn nicht unter einer Zeltplache gelagert, sondern bequem in einer lauschigen Laube unter mächtigen Balsamtannen gegessen; auch gab es nicht Pemmikan mit wilden Beeren, sondern Kaffee und Kuchen. David fühlte sich bald sehr wohl. Nach langer Zeit saß er wieder einmal einem lieben Menschenkinde gegenüber, erhielt artikulierte Antwort, wenn er sprach. Doch er sprach immer weniger; der Mund verstummt, wenn das Herz sich öffnet.

Als der Abend nahte, mußte Abschied genommen werden. Das Mädchen stand mit David am Gartenzaun, Hand in Hand. Da trabten die beiden Esel heran. Das Mädchen streichelte Davids Gefährten. Die Eselin aber legte das Köpfchen schwer auf den Hals des männlichen Artgenossen und schmetterte aus den Tiefen ihrer schmachtenden Seele klagende Liebestöne in die Welt hinaus.

„Sie weiß, daß es ans Scheiden geht. Wie klug die Tiere sind", sagte David.

„Sie sind wie Menschen. Jedes lebt in seiner eigenen Welt, in sich und für sich. Bis das große Sehnen sie packt, das vom Ich weg drängt und nach irgend einem Ausdruck ringt. Die Tiere schreien dann, die Menschen jubeln — oder weinen", erwiderte das Mädchen.

David glaubte in ihrem Antlitz eine Spur von Bedauern, vielleicht von Bangigkeit wahrzunehmen. Oder war es nur Mitleid mit ihm, der fern von den Menschen ohne Liebe lebte?

In der folgenden Nacht kreisten Davids Gedanken unablenkbar um das Ereignis, das da plötzlich in seine Ruhe gedrungen war. Ueberwältigendes Einsamkeitsgefühl quälte ihn, düster erschien ihm das Leben im Walde, leer und freudlos die Zukunft. Dann wieder durchzogen Erinnerungen an die Anfechtungen der Stadt sein Bewußtsein, vor der Rückkehr zu den Menschen warnend. Und er setzte alle Kraft ein, um die Versuchung, die aus dem anderen Tale drohte, abzuwehren; doch immer wieder stellte sich das Bild des Mädchens zwischen Einsicht und Entschluß. So verbrachte er die Nacht schlaflos.

Beim ersten Morgengrauen scheuchte ihn ein Schrei seines Esels vom Lager. Der Schall kam aber nicht aus der Einfriedung, in der das Tier die Nächte zu verbringen pflegte, sondern von weit her, aus der Richtung, in der man zu dem Blockhaus im Nachbartal gelangte. Und wieder ertönte der Ruf. Schwermütig hub er an, fast klagend; dann aber erhob er sich in kräftigem, von freudiger Sehnsucht erfülltem Triller zu hellem Jubel. Es war der Ruf des Triebes zu höchster Lebensbejahung, dem alles, was da kreucht, fleucht und blüht, unweigerlich folgen muß; es war der Ruf des wallenden Blutes. Und David verließ sein Zelt, um den Weg zu gehen, den ihm sein Esel gewiesen.

Das wahre Opfer.

Skizze von **Kurt Münzer**.

Es war ein Sonntag-Nachmittag, und der Regen hatte endlich nachgelassen. Aber alle die stillen Straßen waren noch dämmrig und verschleiert. Die Sommerwärme verdichtete sich schon wieder, und die Steine dampften. Da ging ich aus.

Ich ging durch die leere, friedliche Stadt und genoß die ungewohnte Stille meiner tagtäglichen Straßen. Sie schienen mir alle neu und unbekannt, in feierlicher Tracht, als wäre ich lange fern gewesen und als begrüße mich nun die Heimat in festlich fremder Aufmachung.

Aber als ich den unweit gelegenen Platz erreichte, da wimmelte es plötzlich auf ihm, aus den Straßen strömte es ihm zu. Knaben und Mädchen, sonntäglich geputzt, mit weißen Kragen, blanken Schuhen und mächtig gespannten, fast tragisch erwartungsvollen Gesichtern. Und nun sah ich auch: im großen Kino am Platz gab es eine Kinder-Nachmittags-Vorstellung. Ein Film von Indianeren und Azteken und eine Geschichte eines Knaben, sicherlich eine furchtbar aufregende, spannende, gefahrenreiche und glücklich endende Abenteuersache des zehnjährigen Bübchens, dessen riesengroßer Kopf über dem Eingang prangte.

In dieses lockende, geheimnisvolle Haus strömten die Hunderte von Kindern. Hier war eine Mutter mitten drin im Haufen, dort ein Onkel im Gewühl. Ein fröhlicher Lärm erfüllte den Platz, der von Rosenbeeten duftete.

Da sah ich, wie gegen diesen Strom Jugend ein altes Weiblein kämpfte, ein gebücktes, langsam schlürfendes Frauchen sich hindurch arbeitete, ein Mütterchen, angetan mit verjährter Pracht, mit den Schätzen ihrer frühen Witwenschaft vielleicht: in schwarzem Kapotthut mit Straußenfederchen, schwarzem Seidenkleid und einem Überhang aus schwarzer Spitze und Jett. Sie rauschte und klirrte, wie unsere Großmütter an Feiertagen rauschten und klirrten. Aber ihr siebzigjähriger Rücken war arg gekrümmt. Vielleicht weil sie so schwer trug. Sie trug nämlich in der Linken einen Schirm, einen schwarzsamtenen Pompadour, aus dem der Hals einer Weinflasche lugte, und einen Rosenstrauß mit Reseda und Nelken dazwischen; und in der Rechten ein Netz, in dem eine Gugelhupfform, goldbraun mit Gebackenem gefüllt, ein großes Glas mit

Eingemachtem, ein Karton — sicherlich mit selbstgebackenen Küchelchen — und allerlei Paketchen sich drängten und die Maschen zu zerreißen drohten. Dies alles und sich schleppte das Großmütterchen gegen den Wildbach von Knaben und Mädchen. Und ich erriet: sie ging zum Geburtstag, zur Tochter oder zum Sohn, und Enkelchen waren da und unendlich viel Liebe. Denn ihr verrunzeltes Gesicht glänzte und strahlte, obschon sie unter der Last und der feuchten Wärme des Nachmittags stöhnte und keuchte.

Ehe ich ihr helfen konnte, sah ich, wie ein Junge, vielleicht elf, zwölf Jahre alt, zu ihr sich durchrang, ein Bub in Matrosenbluse, mit nackten Knien, ein blonder, blitzender Jung, mit unbedecktem Kopf, blau funkelnden Augen. Und ich sah, wie er sich vor dem Altchen verbeugte, etwas sagte, fragte, schon nach ihren sieben Sachen griff, nur den altmodischen Strauß ließ er ihr, und dann legte sie ihre Linke noch in seinen schon beladenen Arm, und er führte, geleitete sie, ganz Kavalier, Ritter, Edelmann.

Ich folgte, gerührt, dem ungleichen Paar. Mütterchen begann zu erzählen, ich hörte ihr zahnloses, zitterndes Stimmchen. Gewiß erzählte sie von Kindern und Enkelkindern. Und er, der kleine Ritter, hörte andächtig zu und lächelte mit ihr und gab acht bei den Straßenübergängen, und es war, als geleite ein Großer ein Kleines oder ein Engel seinen Schützling.

Es war gar nicht so nah. Und die Alte trippelte nur langsam, langsam. Aber nach einer halben Stunde war ein Gäßchen erreicht, ein sauberes Haus, wo an einem Fenster schon zwei Kinder standen und lugten. Es war erreicht, und dennoch brachte der Junge das Frauchen ins Haus, und schon tobten drinnen die Enkel die Stiege hinab. Und ich blieb am Torweg stehen und lauschte dem fröhlichen Empfang. Ich hörte, wie Altchen den jungen Kavalier bat, mit hinauf zu kommen. Aber er dankte höflich, und alles Getrappel und Getöse verlor sich nach oben.

Ich stand und wartete auf den netten Buben und wollte ihn loben und, wenn möglich, belohnen. Aber er kam nicht, verließ das Haus nicht. Hatten sie ihn doch mit hinauf gezogen?

Ich trat in den Torweg — und da stand er ... Er lehnte an der Wand und schluchzte, beide Arme vors Gesicht gelegt. Er schluchzte bitterlich, sein schlankes Körperlein erbebte unter den Stößen seines Herzens. Und als ich ihn berührte, seine Hände löste, seinen Kopf streichelte, sanft und leise nach seinem Kummer fragte, da konnte er nicht sprechen vor Tränen und Blutklopfen. Aber schließlich kam es heraus, entrang es sich ihm, sein Jammer fand Worte, und er stammelte: „O, ich wollte ins Kino. Zur Kindervorstellung. Und da hab' ich der alten Dame die Sachen hergetragen, und jetzt komme ich zu spät, es ist bald aus."

„Aber Junge, lieber Junge, das macht nichts. Komm, wir gehen in eine Konditorei, und du ißt was ganz Feines. Und nächsten Sonntag ist wieder Vorstellung."

„Nein!" rief er da und sah mich an. Und seine herrlichen Augen waren so voll Gram und Weh, wie nur Kinderaugen es sein können. „Ach nein, nächsten Sonntag bin ich ja nicht mehr hier. Ich bin auswärts, aus einem Dorf und bloß zu Besuch hier bei der Tante Emma, und bei uns gibt's ja kein Kino. Und ich komm nie mehr rein, nie mehr, jetzt hab ich's nicht gesehen, und ich hab' mich s o gefreut, s o, s o gefreut ..."

Die Himmelsmacht.

Hugo war das Muster eines Freundes mit weitem Horizont, allem Fanatismus durchaus entrückt und von vollkommener Objektivität allen Lebenserscheinungen gegenüber. Und dennoch hatte Hugo seinen Sparren. Er behauptete von einem jungen Mädchen, das in Wahrheit dumm, anmaßend, treulos und nur von mittelmäßiger Schönheit war, es sei gescheit, liebenswürdig, treu und maßlos hübsch. Er lief diesem Mädchen nach, merkte nicht, daß sie ihn in der schäbigsten Weise hinterging, hatte für ihre Geschmacklosigkeiten immer eine Entschuldigung und für jede Bedenklichkeit eine harmlose Deutung bereit. Hugos Verranntheit in die unbeachtliche Gans hatte Maße angenommen, die diesen Fall zu dem Lieblingsgespräch meiner engeren Bekanntschaft machten.

Eines Tages faßte ich mir ein Herz und hielt Hugo, in der festen Gewißheit, daß meine wohlbedachte Rede auf Verständnis stoßen werde, dieses vor: „Du bist mein lieber Freund, und ich weiß nichts, bei dem, wenn wir es nur ausführlich genug behandelten, die Leidenschaftslosigkeit unseres Denkens nicht eine wenigstens annähernde Übereinstimmung zustande gebracht hätte. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich dich nicht davon überzeugen könnte, daß du dich mit deiner Liebe zu Elsa einfach lächerlich machst. Sage nicht, daß die Voraussetzungen mir nicht bekannt waren. Ich verstehe, daß man ein häßliches Weib lieben kann oder ein mordsblödes oder ein grundverworfenes, aber es bleibt erforderlich, daß man sich über den Tatbestand im klaren ist. Du übersiehst den Tatbestand bei Elsa. Du täuschst dich über ihn. Du machst dir etwas vor." Ich führte einwandfreies Material an. Ich benannte Dutzende von Zeugen und Meinungen. Ich redete und bewies. Nüchtern, ungetrübten Blicks, sachlich, ohne Haß und Liebe. Ich reihte Tatverhalt an Tatverhalt.

Nach viertelstundenlangem Reden sank ich erschöpft in einen Stuhl. Und da glomm auch wirklich ein Lächeln in Hugos Auge. Ein mildes, verstehendes Lächeln. Um seinen Mund zog sich ein weises, gütiges Schmunzeln und ohne Leidenschaft, freundlich und gütig, schüttelte er leise den Kopf: „Du bist sonst so sachlich", sagte er. „Aber das habe ich schon oft gefunden: Auch die vernünftigsten Menschen haben häufig im innersten Herzenskämmerlein etwas wohnen, das sich außerhalb der Gesetzmäßigkeit ihres sonstigen Denkens bewegt — die fixe Idee. Deine fixe Idee heißt: Elsa ist schlecht. Das lächerlichste Gewäsch schleppst du herbei, um diese fixe Idee zu belegen. Mich interessiert dieses Gewäsch natürlich nur in psychologischer Hinsicht! Psychoanalytisch ein interessanter Fall!"

Und er lächelte liebreizend, der Hugo. Mitleidig und besorgt — und sehr überlegen. **Hans Bauer.**



Bunte Chronik

* **Der Gelehrte auf der Brautschau.** Der große Orientalist, Professor Bode zu Helmstädt, war und blieb ein Neuling in allem, was auf das bürgerliche Leben Bezug hatte. Ein Freund überredete ihn, doch auch einmal daran zu denken, sich eine Frau zu nehmen. Bode hatte nichts dagegen, und als ihm sein Freund eine bestimmte Dame vorschlug, genehmigte er auch diesen Vorschlag, und war damit einverstanden, daß der Freund den Brautwerber spiele und der Auserwählten im Namen Bodes einen Antrag mache, auf den er eine günstige Antwort erhielt. Den folgenden Tag mußte dann Bode in Begleitung seines Freundes der Dame einen Besuch machen. Man setzte sich um den Tisch, an dem die Braut und einige Verwandte saßen. Bodes Freund wiederholte den Antrag; er wurde angenommen, und die Verwandten der Braut fragten den Gelehrten nun selbst, ob dies alles auch sein Wille sei. Bode nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Wenn alle einwilligen, so willige ich auch ein!"

* **Wie Indien erobert wurde.** Es ist eine wenig bekannte Tatsache, daß der erste Anstoß für Großbritannien, in Indien festen Fuß zu fassen, durch den Pfefferbedarf Europas gegeben wurde. Im sechzehnten Jahrhundert wurde dieser Bedarf fast ausschließlich durch die Holländer aus ihren indischen Besitzungen gedeckt. Als jedoch im Jahre 1599 der Preis für das Pfund Pfeffer von drei Gulden auf sechs erhöht wurde, faßten englische Kaufleute in einer Versammlung den Beschluß, eine Handelsgesellschaft zu dem Zweck zu gründen, den Pfefferhandel ohne holländische Vermittlung zu betreiben. Aus dieser Gesellschaft entstand im Jahre 1708 die East India Company, die mit Unterstützung der britischen Regierung stärker politisch in die Verhältnisse Indiens eingriff und der England den Erwerb seiner wertvollsten Kolonie verdankt. Den Niederlanden brachte daher die Überspannung der Gewürzpreise nichts weiter ein — als den Verlust der wertvollsten Teile ihres Kolonialreiches.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.